



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst. 3.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst.

3.



Im dritten Kapitel des vierten Buches wird von dem Kriege des Jahres 1849 und namentlich von den Erlebnissen und Leistungen des Herzogs Ernst während desselben erzählt, wobei des Sieges bei Eckernförde mit besondrer Ausführlichkeit gedacht wird. Dies darf aus doppeltem Grunde nicht verwundern. Einmal war dieser Sieg eine der denkwürdigsten und wunderbarsten Begebenheiten, welche die Kriegsgeschichte aufweist, und zugleich ein Ereignis von außerordentlicher politischer Wirkung, insofern es den Kampf mit Dänemark in der öffentlichen Meinung, die ihm bis dahin zwar nicht gleichgiltig, aber doch nur mit geteilter Aufmerksamkeit und mäßiger Bewegung zugehört hatte, in den Vordergrund rückte und das ganze Volk mit Stolz und Befriedigung erfüllte. Zweitens war der Herzog als Kommandeur der in dieser Gegend Schlesiens stehenden deutschen Kontingente bei der Sache beteiligt und nach dem Brauche, welcher bei einem Siege dem dabei gegenwärtigen Fürsten das Hauptverdienst zuzuschreiben und den Lorbeerkranz aufzusetzen gebietet, als Sieger zu betrachten und zu feiern. Das letztere geschah denn auch hier reichlich, und wir haben im Grunde nicht viel dagegen, da Verständige doch wissen, daß bei dieser wie bei andern Gelegenheiten der Generalstab und die Tapferkeit der Truppen das Beste thaten und Natur und Zufall auch ihr Teil an der Niederlage der Gegner hatten. Nur eins möchten wir ausstellen. Der Herzog wurde nach dem Treffen von Eckernförde nicht bloß als Sieger, sondern auch als Held gefeiert. Er schreibt: „Geradezu unzählig waren die Gedichte und Zuschriften, die mir täglich zugekommen sind,“ und nicht minder trug die Malerei dazu bei, seinen hier bekundeten Heldensinn zu verherrlichen. In einem Saale der Koburger Festung zeigt man ein großes Gemälde, auf welchem er hoch zu Ross nicht fern vom Strande hält und die Soldaten anfeuert. Kugeln plagen neben oder unter ihm, das Pferd bäumt sich, und man erwartet für ihn das schlimmste. Tausende von Kopien des Bildes in Lithographie und Holzschnitt gingen ins Land und ließen das Volk solche Todesverachtung im Dienste des Vaterlandes bewundern und verehren. Wir vermochten diese Gefühle niemals zu teilen, obwohl der

Herzog in einem Briefe an seinen Londoner Bruder, datirt Gottorf den 6. April und in unserm Werke S. 399 abgedruckt, mit eigener Hand berichtet: „Ich selbst hielt über zwei Stunden im Kartätschfeuer aus.“ Abgesehen davon, daß der General nicht oder doch nur im äußersten Notfalle ins Kartätschfeuer gehört, wo er selbstverständlich nicht das kalte Blut und den Überblick, die zur Leitung des Ganzen erforderlich sind, bewahren kann, und daß hier durchaus kein solcher Notfall vorlag — was in aller Welt müßte das für ein Kartätschfeuer gewesen sein, wie schlecht müßten die dänischen Kanoniere geschossen haben, wenn sie über zwei Stunden gefeuert hätten, ohne den herzoglichen Reiter, der über alle in seiner Umgebung als vornehmstes Ziel hervorragte, auch nur an einem Finger zu verletzen! Das lange Halten im Kartätschfeuer ist also wohl — nur eine Redensart, bei der man sich auch eine sehr respektable Entfernung von den Stellen denken kann, wo Kugeln einschlagen können. Von dem Heldentum, welches in persönlichem Mute besteht, bliebe dann allerdings nicht viel übrig, aber wir hätten dann den General übrig, welcher sich der Pflicht, sich nicht auszusetzen, als einer solchen bewußt ist, die für ihn über der Tapferkeit steht. Wir würden uns freuen, wenn ein anderer Bericht über das Verhalten des Herzogs bei diesen Vorgängen, der uns von einem Augenzeugen zukam, ganz richtig wäre, wiewohl er uns aus gewissen psychologischen Gründen, die wir verschweigen müssen, nur höchst wahrscheinlich vorkommt. Darnach hielt der Herzog während des Schießens der dänischen Schiffe ziemlich weit von der Stadt, am Eingange des Gottesackers, ganz außerhalb des Bereiches der Kartätschen, und als eine Hohlkugel in ein Ackerstück vier- bis fünfhundert Schritte vor ihm einschlug und Erde aufwarf, verließ er mit seinem Gefolge unverzüglich den ihm gefährlich scheinenden Ort und jagte im Galopp nach dem Moor hinter der Stadt hinab und auf dessen Hintergrund zu, wohin damalige Kugeln nicht reichten. Wir müssen diese Vorsicht des Generals loben, können sie aber nicht gerade als Heldennut bewundern. Der wäre auch deshalb überflüssig gewesen, weil er da, wohin er allerdings gehörte, bei den Kanonieren der Süd- und Nordbatterie und der nassauischen, reichlich vorhanden war. *Ne quid nimis!*

Hübsch sind die Schilderungen im vierten Kapitel, das „Politik und Gesellschaft im Feldlager“ überschrieben ist, zutreffend die Charakteristiken der Augustenburger, der Statthalter und der Parteien im damaligen Schleswig-Holstein, interessant die Ansichten von der Sachlage und der Stellung des Herzogs zu ihr, welche er in einem vom 11. April datirten Briefe an den Prinzen Albert aussprach. Es heißt da u. a.: „So wie der Krieg hier geführt wird, ist nicht abzusehen, einmal, wie lange er dauert, das andre mal, zu welchen Verwicklungen er noch führen kann. Die Dänen sind Herren der See und haben im Besitze der Insel Alsen eine Stellung, welche es ihnen möglich macht, den Krieg à l'infini auszudehnen. . . . Uns aus Schleswig zu vertreiben, ist ganz unmöglich; wir sind zu stark, und die Mehrzahl der Bevölkerung ist auf

der deutschen Seite. Dabei ist es klar, daß die herrlichen Herzogtümer furchtbar leiden, wir unsre Kräfte hier verlieren, und den Dänen selbst mehr Nachteil als Vorteil gebracht wird. Die Hauptsache wird sein, daß die Dänen gezwungen werden, einen mehrmonatlichen Waffenstillstand einzugehen, während dem die obschwebenden Fragen rasch und energisch gelöst werden. . . . Schafft nur Waffenstillstand; denn mit jeder Woche steigt die Erbitterung, und die gemäßigten Friedensvorschläge verlieren an willigem Gehör. Meine Stellung ist eine ebenso lehrreiche als schwierige. Ich bin des besten Mutes, ich habe die ganze Provinz unter mir [uns etwas völlig neues], baue Schanzen und Forts, rüste Dampfschiffe und Kanonenboote aus, kurz, bin äußerst beschäftigt und angeregt, durch den glücklichen Erfolg meiner Waffen genieße ich ein unverdientes Vertrauen und finde weniger Widerspruch als vielleicht ein anderer.“ Wahrscheinlich auf ähnliche Bitten um englische Vermittlung antwortete Prinz Albert schon im März damit, daß er die Überzeugung aussprach, die Friedensunterhandlungen scheiterten, weil Rußland und Frankreich vereint nach einer Demütigung Deutschlands strebten. Am 13. Mai aber schrieb er: „Euer Krieg macht gar keine rechten Fortschritte und alle unsre Negotiationen ebensowenig, beide nicht wegen Rußland, welches Preußen zum Hochverrat gegen Deutschland anhält und zur lauen Betreibung des Krieges rät, zugleich aber Dänemark hier in der Unbeugsamkeit stärkt und steift. Das englische Publikum ist dabei ganz auf der dänischen Seite, und Lord Palmerston braucht neuen Succes nach den vielen Schlappen, die er sich neuerdings geholt hat.“ Erst in der zweiten Hälfte des Juni glaubte der Prinz mehr auf Frieden hoffen zu dürfen, und zwar aus einem merkwürdigen Grunde, den man bis dahin wenig beachtet hatte. „Der Krieg — schrieb er dem Bruder am 19. Juni — wird nun doch bald zu Ende gehen, da man in Kopenhagen Furcht vor den eignen Demokraten bekommen haben soll. Die russische Flotte soll ebensowohl gegen diese als gegen Schleswig gerichtet sein. Man hat ihren Plan entdeckt, Sütland auch hingeben zu wollen und dagegen eine Republik der Inseln zu errichten.“

In Schleswig-Holstein hatte sich inzwischen das Mißtrauen gegen die Politik und Führung Preußens immer weiter verbreitet; und selbst unter den deutschen Bundestruppen gährte es seit den Maiaufständen in Sachsen, Baden und der Pfalz gewaltig. „Als ich — erzählt der Verfasser unsrer Schrift — am Ende des Feldzuges eine kurze Zeit in Weile verweilte, erlebte ich, daß die Soldaten eines bairischen Bataillons über den General von Prittwitz [den damaligen Oberbefehlshaber der Bundestruppen in den Elbherzogtümern] und die ganze preußische Führung in meiner Gegenwart laut zu schimpfen wagten. Es war wie im dreißigjährigen Kriege und in Wallensteins Lager, ein ewiges Parlamentiren über die Generale und ihre Fähigkeiten, Unternehmungen und Unterlassungen.“ Ein höchst charakteristischer Vorfall, der sich zur Zeit des Aufstandes in Baden ereignete, war folgender: Ein gewisser Hauptmann Schwarz

von dem unter Kommando des Herzogs stehenden badischen Bataillon meldete sich eines schönen Tages bei seinem General und überreichte ihm die ihm kurz vorher ausbezahlte Gage mit der Erklärung, daß er das Geld, wofern es nicht von der provisorischen Regierung in Karlsruhe komme, auf keinen Fall annehmen dürfe. Einen Großherzog habe er nicht mehr, und von der preußischen Regierung, welche gegen sein Vaterland Krieg führe, möge er keinen Groschen haben. Er sei daher genötigt, ohne Besoldung zu dienen.

Wenn man damals, nach der Niederlage Bonins bei Fridericia, klagte, daß Brittwitz bei dieser Gelegenheit die bei Weile und Marhus stehenden Dänen losgelassen habe und es überhaupt an Einheitlichkeit des Vorgehens mangle, so hat der Verfasser unsrer Schrift in Aktenstücken Aufklärung über diesen Mangel gefunden. „Man befand sich merkwürdigerweise in einem sehr weit verbreiteten Irrtume über die Notwendigkeit selbständiger Aktionen der Regierung und Armee Schleswig-Holsteins.“ Der Erfinder der Idee „war im eigentlichen Sinne des Wortes Bunsen in London. Gewöhnt, auf die Unterhandlungen und Eingebungen Palmerstons ein übermäßiges Gewicht zu legen, bereedete er sich und seine ganze Umgebung, daß den Schleswig-Holsteinern nur dann geholfen werden könne, wenn sie den Beweis ihrer Eigenständigkeit durch unabhängige Leistungen im Kriege, durch selbständige Thaten zu erbringen vermöchten. Auch Stockmar war ganz und gar von diesem am Kaminsfeuer ausgedachten Plane erfüllt, und man setzte nun alle möglichen Hebel in Bewegung, um auf die Statthaltertschaft und das Kriegsdepartement sowohl wie auf das Oberkommando in diesem Sinne einzuwirken. Man wandte sich gleich zu Anfange des Krieges [von 1849] an das Reichsministerium, damit Brittwitz dahin instruiert würde, er möchte die Holsteiner selbständig vorgehen lassen. Daß man im Sundewitt Hannoveraner und nicht Holsteiner in erster Linie einrücken ließ, machte die Herren ganz aufgeregert, und man lag der Landesregierung unaufhörlich in den Ohren, daß sie auf Brittwitz hinwirke, diesen politischen Gesichtspunkt obenan zu stellen. Ob Bunsen bei seiner Vertrauensstellung zum Könige von Preußen auch in Berlin für seine auf das englische Zeitungspublicum berechnete Kriegspolitik der Schleswig-Holsteiner Propaganda machen konnte, ist ungewiß. Sollte aber Brittwitz auch von dem dortigen Ministerium in dieser Richtung instruiert worden sein, so wäre sein Verhalten als Oberbefehlshaber hinreichend erklärt, wenn man auch zweifeln müßte, ob er es als Soldat zu rechtfertigen imstande wäre.“

Durchaus richtig ist die im fünften Kapitel (S. 457) enthaltene Beurteilung des Generals von Willisen, doch sagt sie nichts neues von Bedeutung, und so genüge ihre Erwähnung. Dagegen mag die Stelle, welche auf den Zusammenhang des Londoner Protokolls mit der Don Pacificischen Angelegenheit aufmerksam macht, etwas ausführlicher mitgeteilt werden. Es heißt da: „Während man in Berlin die Zurückführung der Zustände auf den Stand der Dinge vor Ausbruch des Krieges beschlossen hatte, verlangten in London die Protektoren

Dänemarks, Rußland und Frankreich, von der englischen Regierung eine gemeinsame Erklärung, wonach die Succession in Dänemark lediglich auf Grund der Erhaltung dieses Staates in seiner vollen Integrität geregelt werden sollte. . . . Preußen wurde eingeladen, dieser Vereinbarung beizutreten, lehnte aber zunächst jede Mitwirkung ab, und so wurde das Protokoll am 2. August von Rußland, Frankreich und England allein unterzeichnet, auch von letzterm, obwohl es sich auch von jener loyalen Richtung entfernte, welche die englische Regierung bis dahin in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit eingehalten und welche die Königin als Ehrensache einer vermittelnden Macht bei mehr als einer Gelegenheit bezeichnet hatte. In der That enthielt die Erklärung der drei Mächte ein volles Zugeständnis an die russischen Aspirationen eines Protektorats über Dänemark. . . . Nur dem Kaiser Nikolaus konnte eine so gewaltsame Lösung der Legitimitätsfrage wünschenswert sein, niemand als er hatte sie beantragt. Palmerston hatte sich erst im Verlaufe einer andern Frage zu der russischen Auffassung der Dinge bekehrt. . . . Die Übereilungen, welche er sich gegen die griechische Regierung zu schulden kommen ließ, hatten eine ernste Differenz zwischen England einerseits und Rußland in Verbindung mit Frankreich anderseits herbeigeführt. Es handelte sich um die Entschädigung des Juden Pacifico, dem der athenische Pöbel Haus und Möbel zertrümmert hatte, worauf Admiral Parker mit einem britischen Geschwader im Hafen von Salamis erschien und griechische Handelsschiffe mit Beschlagnahme belegte. Rußland und Frankreich protestirten dagegen, und die Sache machte großen Lärm und verschaffte Palmerston Gelegenheit, eine hochfahrende Parlamentsrede mit Anrufung des Römerwortes: *Civis Romanus sum* vom Stapel zu lassen und über seine Gegner zu triumphiren. Er hatte sich an das englische Selbstgefühl gewandt und damit gestegt. Aber die Begeisterung seiner Partei hätte schwerlich lange vorgehalten und ihm das Portefeuille gewiß nicht gerettet, wenn er nicht mit dem Russen Brunnow heimlich seinen Frieden gemacht und Gewißheit gehabt hätte, daß die Sache keine weitem internationalen Folgen haben würde. . . . Man fragte sich damals: Sollte er sich diesen diplomatischen Waffenstillstand um den Preis von Schleswig-Holstein verschafft haben . . . aber eine bestimmte Antwort wußte Niemand. Dagegen hatte mir mein Bruder die positive Versicherung geben können, daß der Handel zwischen den Ministern wirklich abgeschlossen worden war. Kaiser Nikolaus legte einen solchen Wert auf die Integrität Dänemarks, daß Brunnow den Auftrag erhalten hatte, seine diplomatischen Feindseligkeiten gegen Palmerston einzustellen und dessen Einladungen wieder zu acceptiren. Schleswig-Holstein aber mußte für den Juden Pacifico bluten als ein unvergängliches Merkzeichen für die Rolle, welche Deutschland in der diplomatischen Welt damals spielte.“

„Die armen Schleswiger müssen nun alles büßen — schrieb Prinz Albert nach dem 9. August, dem Tage der Unterzeichnung des Londoner Protokolls, an seinen Bruder — sogar auch die Sünden unsers auswärtigen Engels, der sich

mit dem Protokoll die verschetzte Freundschaft Rußlands und Frankreichs auf Deutschlands Kosten wiedergelauft und so den griechischen Handel abgeschlossen hat. Deutschland geschieht es ganz recht, wenn es vom Auslande verachtet wird, aber wehe denen, die daran die Schuld tragen; denn alle Schuld rächt sich auf Erden, singt der Harfner in Wilhelm Meister.“ Wir bemerken noch, daß die vor kurzem erschienenen Bizthumschen Denkwürdigkeiten den hier behaupteten Zusammenhang zwischen dem Pacificoschen Handel und dem Londoner Protokoll bestätigen, daß der Herzog aber versichert, die Darstellung in seiner Selbstbiographie sei schon lange geschrieben gewesen, ehe Graf Bizthum sein Buch veröffentlicht habe.

Wir nähern uns der Grenze des uns für diese Besprechung zur Verfügung gestellten Raumes, und so können wir nur kurz auf das hinweisen, was das fünfte Buch über die Reichsverfassung und das Dreikönigsbündnis, sowie über die Stellung gewisser Regierungen und der Politiker des Hauses Coburg zu ihnen enthält. Die des Herzogs Ernst ist bereits bekannt. Sehr entrüstet und mit den derbsten Worten sprach sich sein Bruder in mehreren Briefen über das Scheitern des zuletzt genannten Planes aus, sodaß man sich über die Aufnahme derselben in das Memoirenwerk einigermaßen wundern darf. In einem Schreiben vom 2. September sagt der Prinz: „Der Sechskönigsplan, der unter den sechs Kronen die sämtlichen kleinen Staaten vereinigen und dann der Einheit Hohn sprechen soll, ist noch immer der Lieblingsgedanke der Königshöfe und keines mehr als Sachsens. Wie können sich nur die armen Könige einbilden, daß, nachdem sie abermals Verrat am gemeinsamen Vaterlande begangen haben werden, sie imstande sein sollten, Ruhe, Ordnung und Geseßlichkeit in Deutschland wiederherzustellen, und dies ohne Vertrauen und Einigkeit unter sich?“ Am 8. November schreibt er: „Das Benehmen der Könige ist unter aller Kritik und kann ihnen keine guten Früchte tragen. Die Regierungen dürfen wahrlich Deutschland nicht wieder betrügen, sonst kommen noch größere Unglücksfälle über sie. Sie hatten die Frankfurter Konstitution anerkannt, und nun, da Preußen sie gerettet hat, ziehen sie sich von einem Bunde und einer Verfassung zurück, die alle die Modifikationen enthält, welche sie darin zu sehen wünschten. . . . Es kann nicht anders geschehen, als das Preußen an die Spitze tritt, und der Gewinn darin liegt mehr auf der Seite der deutschen Staaten als Preußens, welches seine europäische Stellung opfern muß, während die übrigen Staaten nie eine gehabt haben und auch durch das Mediatistiren oder Verauben ihrer kleinern Nachbarn nie eine erlangen würden.“ Endlich am 26. Dezember, als die Stellung des Bundesstaates noch bedenklicher geworden war, schalt der Prinz in einem Briefe: „Das Benehmen Sachsens und Hannovers ist über alle Maßen schofel und ehrlos, politisch genommen von Sachsen noch sehr dumm, dem es am meisten noththut, sich an einem starken Ganzen wieder aufzubauen.“ Weniger klar dachte der König Leopold, auf den Metternich viel Einfluß übte, und so

versuchte Prinz Albert ihm das richtigere Verständnis beizubringen. In einem Briefe vom 19. März 1850 schreibt er u. a. dem Oheim: „Du wünschest Preußen so viel als möglich kontentirt und salutirt — ich nicht; denn ich will nur, daß Preußen so viel als seine Schuldigkeit gegen Deutschland thue und diesem die föderativ-konstitutionelle Entwicklung sichere, die Deutschland noththut, und die Preußen allein ihm sichern kann, weil Osterreich [zu dem König Leopold hinneigte] undeutsch und antideutsch ist und bleiben wird und die kleinen Könige durch ihren Souveränitätsschwindel verleitet werden, eher die Monarchie selbst in Deutschland zu Grunde zu richten und der roten Republik die Thür zu öffnen, als ehrlich zu streben, eine lebensfähige Föderativverfassung für Deutschland zu schaffen.“

Das dritte Kapitel des letzten Buches enthält auch mancherlei Neues über den Erfurter Reichstag und den Fürstenkongreß, den der Herzog zum Zweck einer Verständigung angeregt hatte. Wir können aber nur eine Szene nach erzählen. Der Verfasser berichtet: „Es hatte sich gleichsam von selbst ereignet, daß meine Wohnung zum Sitzungslokal [für die Vorberatung des Verfassungswerkes] bestimmt wurde, und von vielen Seiten war der Wunsch ausgesprochen worden, daß ich den Vorsitz übernehmen und die Debatten leiten sollte. Gleich am 8. Mai versammelten sich auf meine Einladung abends die Großherzöge von Oldenburg, Mecklenburg, Baden, die Herzöge von Braunschweig, Altenburg und Dessau auf meinem Zimmer, und anfänglich war auch mein Minister von Seebach anwesend, um die Fragen zu formuliren, über welche die Fürsten sich zunächst einigen sollten. Als die Beratung bereits begonnen hatte, ließ sich der Kurfürst von Hessen melden. Da man jedoch wußte, daß seine Intentionen ganz andre seien als die der Versammelten, so war man im ersten Augenblicke der Meinung, ich möge mich entschuldigen lassen. Der Großherzog von Oldenburg meinte indessen: »Es ist doch besser, er kommt, und man bitte ihn, an der Verhandlung teilzunehmen; so wird man doch hören, was er eigentlich will.« Indem man sich dafür entschied, . . . war es meine Aufgabe, den Kurfürsten vom Zwecke der Beratung in Kenntniß zu setzen und zu bitten, er möge sich daran beteiligen. Er erklärte sich dazu bereit, doch zeigte es sich bald, daß er nur erschienen war, um jede Vereinbarung zu hindern. Dieser feindseligen Absicht gab er auch sofort den deutlichsten Ausdruck, und die Debatte gestaltete sich infolge dessen sehr erregt. Als er mit seinen schwachen Argumenten sich alsbald in die Enge getrieben sah, wiederholte er beständig, er müsse seinen Minister rufen. »Sie haben — so wendete er sich ganz wütend gegen mich — Ihren Minister hier, lassen Sie mich meinen Hassenpflug herbeiholen.« Dies brachte bei den andern Fürsten eine steigende Bitterkeit hervor, und der Herzog von Braunschweig wurde so erregt, daß er dem Kurfürsten wegen seines ganzen Regiments die schwersten Vorwürfe ins Gesicht warf: »Sie sind schon einmal daran gewesen, aus dem Lande hinausgejagt zu werden, Sie wünschen dieses

Verhängnis auf alle deutschen Fürsten auszudehnen.« Die Szene wurde so leidenschaftlich, daß Herr von Seebach es für passend hielt, sich bei dem Streite der Fürsten zu entfernen. Ich aber hatte Mühe, die Debatte so weit in ihren Grenzen zu erhalten, daß die Anträge zur Abstimmung kommen konnten.“

Damit sei es genug von diesen Blicken hinter die Kulissen, in welchen der Hauptwert des Werkes besteht. Wir sind begierig, von dem sehr offenerzigen, fast rücksichtslosen Verfasser mehr zu erfahren und sehen gern darüber hinweg, daß sein Material oft besser geordnet sein könnte.



## Die Dubar-Sage und der feilschriftliche Sintflutbericht.

Von Georg Hoffmann.

3.



enn im Orient die Hochsommerslut anfängt unerträglich zu werden, so beginnt man die Nacht freundlicher zu begrüßen als den Tag, eine Thatsache, welche von der Mythologie nicht treffender versinnbildlicht werden konnte, als dadurch, daß sie Istar nunmehr dem Dubar als Siegerin gegenüberstellte. Um das Mittel zum Siege zu erlangen, unternimmt die Göttin zunächst die Höllenfahrt, wiederum ein echt sternmythisches Bild. Infolge seiner zeitweiligen Stellung zwischen Sonne und Erde wird der als Abendstern im Westen geschaute Planet dem Auge unsichtbar, um bald darauf im Osten als Morgenstern wieder aufzutauchen. Diesen Vorgang versinnlicht der Mythos durch einen Aufenthalt Istars in der Unterwelt, nach dessen Verlauf sie sowohl im Mythos als auch im Kultus einen ganz andern Charakter hat als vorher. Als Göttin des Abendsterns, mit dem Beinamen Belit, ist sie nichts weiter als die Vertreterin der sinnlichen, üppigen Liebe, als Göttin des Morgensterns, mit dem Zunamen Anunit, dagegen ist sie die Vertreterin der strahlenden, reinen, idealen Schönheit und Liebe, im griechischen Kultus die Amathusia und die Anadyomene, ein Dualismus, der sich durch den ganzen Istar-Astarte-Astoreth-Aphrodite-Kultus hinzieht.

Kultus und Mythos entstammen derselben Anschauung vom Planeten, der als Abendstern dem Sonnenlichte nachfolgt, welches wegen seiner fruchtbringenden Wirkung von dem mythenbildenden Volke höher geschätzt wird als das Prinzip